Erfahrungen mit der Sprachauskunft

Autor(en): **Teucher, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **28 (1972)**

Heft 1

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421045>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

reden, die deutschen Bezeichnungen für ihre Ortsnamen gebrauchen.) Gegenbild: Bei einem kleinen Ort im deutschsprachigen Berner Seeland fand vor Jahren irgendein die Öffentlichkeit beschäftigender Zwischenfall statt; eine welsche Zeitung grub einen vergessenen welschen Namen für diesen Ort aus, und wenige Tage später trat dieser Name jenseits der Saane ausschließlich in Erscheinung.

Gegen den Phrasenwust

Die Deutschschweizer könnten heute ein schönes Werk auf sich nehmen, indem sie aus ihrem Wesen heraus gegenüber dem zur Zeit aus Deutschland herüberdringenden hohlen Phrasenwust den wirklichkeitsgebundenen Kern der schriftdeutschen Sprache bewußt aufrechterhielten. Dazu allerdings müßte sich die Einsicht erheben, daß es bei dieser Sprache für die deutsche Schweiz trotz allem heißt: *tua res agitur*¹. Vielleicht könnte das auch mit einer Bewußtseinserklärung verbunden werden, in welchem Maße ein *regional getöntes* Schriftdeutsch, das *in diesem Maße* eigene Schönheit und Würde besitzt, der berechtigten inneren Selbstbehauptung des Deutschschweizers dienen könnte. Der Nutzen solcher wachsender Einsichten auch für Reinheit und Kraft einer von allem Für und Wider befreiten Mundart, der ohne das nicht zu fördern ist, würde sich gewiß und schnell einstellen.

(„Die Tat“)

Erfahrungen mit der Sprachauskunft

Ein Vierteljahr Sprachauskunft haben wir hinter uns. Andert-halb Monate davon müssen als anonymes Dahinvegetieren bezeichnet werden. Kein Mensch, außer den unmittelbar Beteiligten, kannte uns. Ich schrieb Werbebriefe an National- und Ständeräte, an Gerichtspersonen, an kantonale Behörden, an Wirtschaftsverbände, internationale Organisationen und Verlage. Ich studierte die magere Literatur, die mir damals zur Verfügung stand, und wartete auf Kunden.

Dann kam der entscheidende Tag: die Pressekonferenz, und mit ihm wurde alles anders. Der Telefondraht wurde heiß. Leider

¹ *tua res agitur* = es geht um deine Sache

konnte ich die ersten drei Tage des Booms — der Leser verzeihe mir; aber ich muß das kräftigere englische Wort für diesen Zustand wählen, da der deutsche Ausdruck „Aufschwung“ diesem sprachlichen Erdbeben keineswegs gerecht wird — nicht selbst erleben, weil eine Heerschar von Grippebazillen sich auf meinen Bauch gestürzt hatte, und zwar mit solchem Ungestüm, daß ich nicht einmal am Pressebankett teilnehmen konnte, sondern mit dem halben Tag die Matratzengruft aufsuchen mußte. An meiner Stelle saß nun Dr. Kurt Meyer vier Stunden am Telefon und beantwortete gegen dreißig Anfragen. Ich hätte niemals gedacht, daß sich in unserem Lande eine solche Leidenschaft für die Sprache gestaut hat; der Durchbruch kann mit einem Wuhbruch verglichen werden.

Als ich wieder gesund war, dauerten das Interesse und die Fragefreudigkeit weiter an. Der Durchschnitt der Anfragen belief sich auf etwa 20 Anrufe an einem Tage. Über die Weihnachtsstage ließ das Interesse nach, und als die Anfragen auf ein Minimum zurückgingen, da machten auch wir den Laden für einige Tage zu; denn es sah so aus, als ob sich die meisten Menschen am Skisport erfreuten. Mit dem neuen Jahre stieg dann die Kurve wieder auf die gleiche Höhe wie vor den Festtagen.

Was wird so gefragt? Zahlenmäßig überwiegend ist immer wieder die Frage nach den zwei oder drei ‚s‘ bei Wörtern wie Heißsporn, Großschreibung. Seit dem Verschwinden des sogenannten Scharf-S (β) aus der Antiquaschrift in den deutschschweizerischen Kantonen gibt es bei uns, im Gegensatz zu Deutschland, nur sehr wenige Schreibmaschinen und nicht allzu viele Druckkasten, die das Scharf-S oder Eszett enthalten. Solange wir in der Schweiz das β nicht wieder eingeführt haben, werden immer wieder diese Fragen „drei s“ oder „zwei s“ auftauchen. Dann werden oft Fragen gestellt, die ein derartig gespreiztes oder papierenes Deutsch enthalten, daß ich zuallererst den ganzen Satz zusammenschlagen muß, bis ich überhaupt auf die Sache selber eingehen kann. Es ist unglaublich, was für ein Wust von scheußlichen Wörtern sich in unseren Amtsstuben und Büros angesammelt hat. „Beinhalten“ ist noch das harmloseste Unge-
tüm. Dann bereitet die Konjugation der Verben bei den Fragestellern oft Kopfzerbrechen. Wenn ich jeweils die richtige und auch schöne starke Form vorschlage, so wollen die Leute gar nicht glauben, daß es so etwas gibt. Oft werden auch fremdsprachliche Fragen gestellt. Das wäre eigentlich nicht unsere Aufgabe; aber da Fremdsprachen lange Zeit mein tägliches Brot waren, als ich aus einer Anzahl von Sprachen übersetzte, macht mir das keine Mühe, und ich beantworte die Frage mit Vergnügen.

Doch wir würden verhungern, wenn wir von den nichts kostenden telefonischen Fragen leben müßten (der Schweizer benützt gerne Einrichtungen, die nicht an seinen Geldbeutel rühren; wir sehen daher mit spähenden Augen nach lohnenden schriftlichen Aufträgen aus, etwa so wie der Matrose im Ausguck der Karavelle „Santa Maria“ auf der ersten Fahrt des Kolumbus nach Land ausblickte — und schließlich auch fand!). Auch wir haben bereits „tierra“ gefunden, und es stehen bereits interessante und lohnende Textbearbeitungen bevor. Nehmen wir daher an, um bei dem Bilde des Kolumbus zu bleiben, daß die bereits eingelaufenen ersten schriftlichen Aufträge mit einer der vielen Bahamasinseln verglichen werden dürfen und daß der riesige Kontinent, den unser guter Kolumbus für Indien hielt, erst noch hinter den vielen Inseln liege. Das wäre dann der fette Brocken, und wir haben die ehrliche Absicht, damit besser und sorglicher umzugehen, als es die Spanier im Gefolge des Kolumbus taten. Aber jetzt ist der Vergleich endgültig zu Tode geritten!

Eugen Teucher

**Die „Kompagnie“ ist — endlich! — tot.
Es lebe die Kompanie!**

Walter Heuer schreibt in der „Neuen Zürcher Zeitung“:

In diesen haarigen Zeiten, da so mancher Einheitskommandant einrückenden Wehrmännern den allzulang gewachsenen Haarschmuck zurückstutzen lassen muß, vernimmt man gern, daß die Militärverwaltung den Mut aufbringt, auch die eigenen Zöpfe abzuschneiden. Ein solcher Zopf ist kürzlich gefallen. Bundespräsident Gnägi höchstselbst hat die Schere darangelegt. Der Zopf bestand in dem Buchstaben *g* im Wort *Kompagnie*, und dem Luzerner Nationalrat Müller-Marzohl gebührt Dank dafür, daß er die Zuständigen auf diesen orthographischen Anachronismus aufmerksam gemacht hat.

Es scheint allerdings, als ob man im Militärdepartement den Argumenten des Philologen Müller-Marzohl nicht ganz getraut und den Schnitt erst gewagt habe, nachdem auch August Humbel vom Zentralen Sprach- und Übersetzungsdienst im Bundeshaus „in eingehender und überzeugender Weise die Gründe dargelegt hatte, weshalb das im deutschschweizerischen militärischen Sprachgebrauch viel verwendete Wort ‚Kompagnie‘ im Sinne einer aus-